



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gall redivivus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

„mehr von Algier als vom Krieg“ und glaubte offenbar „früher kriegsfertig zu sein als die Preußen et de terminer promptement la campagne.“ Später kamen dann freilich Augenblicke, wo sich der Kaiserin die ganze Schwere des von Frankreich heraufbeschwornen Krieges auf die ahnende Seele legte und sie aller ihrer inwohnenden und anerzogenen Frömmigkeit bedurfte, nicht auf der Schwelle des Krieges zusammenzubrechen.



Gall redivivus



Als Liebhaberei sind die Phrenologie und noch mehr die Kranioskopie seit ihrer Begründung durch Gall von einzelnen immer betrieben worden, aber die amtlichen Vertreter der Wissenschaft verhielten sich der großen Mehrzahl nach ablehnend dagegen. Indem jedoch von 1870 an durch Experiment und Leichensektion festgestellt wurde, daß eine Region der Intelligenz, ein Hör-, ein Seh-, ein Sprach-, ein motorisches Zentrum im Gehirn deutlich unterschieden und umgrenzt werden könnten, so war damit die Richtigkeit des einen von Galls Grundgedanken, die Lokalisation der Anlagen und Triebe im Gehirn, erwiesen. Der andre Grundgedanke, daß Größe und Gestalt des Gehirns die Größe und Form des Schädels bestimmen, war wohl ohnehin niemals bezweifelt worden, und eine Zeit lang ist ja von den Ethnologen der Schädel für das wichtigste Kennzeichen der seelischen Begabung der verschiedenen Völker angesehen worden. Fraglich bleibt jetzt bloß (nach Autoritäten wie Hyrtl wäre die Frage schon längst im verneinenden Sinne entschieden), ob sich die vermeintlichen Entdeckungen bestätigen werden, durch die sich Gall zur Kranioskopie berechtigt glaubte: ob die Differenzierung und die Lokalisierung so weit gehen, wie er annahm — er zählte dreiundvierzig „Sinne“ und ebenso viele ihnen dienende Organe —, ob nicht eine und dieselbe Hirnregion verschiedene Funktionen ausüben kann, ob alle verschiedenen Hirnorgane, ihr Dasein angenommen, bis an den Schädel reichen und dessen Bildung so stark beeinflussen, daß sie an seiner äußern Oberfläche erkannt werden können. Ähnlich hat auch Goethe geurteilt, der Galls Vorträgen in Halle beiwohnte. „Seine Lehre mußte gleich so wie sie bekannt zu werden anfang, mir dem ersten Anblicke nach zusagen. Ich war gewohnt, das Gehirn von der vergleichenden Anatomie her zu betrachten, wo schon dem Auge kein Geheimnis bleibt, daß die verschiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfließen und erst einfach, einzeln zu erkennen, nach und nach aber schwerer zu beobachten sind, bis allmählich die angeschwollne Masse Unterschied und Ursprung völlig verbirgt. Da nun aber diese organische Operation sich in allen Systemen des Tieres von unten auf wiederholt und sich vom Greiflichen bis zum Unbemerkbaren steigert, so war mir der Hauptbegriff keineswegs fremd, und sollte Gall, wie man annahm, auch durch seinen Scharfblick verleitet, zu sehr ins Spezifische gehn, so hing es ja nur von uns ab, ein scheinbar para-

doxes Absondern in ein faßlicher Allgemeines hinüberzuheben. Wer jedoch das Allgemeine zugrunde legt, wird sich nicht leicht einer Anzahl wünschenswerter Schüler zu erfreuen haben, das Besondere hingegen zieht die Menschen an, und mit Recht; denn das Leben ist aufs Besondere angewiesen.“ (Von Möbius im zweiten Bande seines Goethe, S. 217 ohne genaue Quellenangabe angeführt.) Die Fortschritte der Hirnforschung mußten notwendigerweise die Erinnerung an Gall wachrufen, und einzelne Gelehrte gestanden ihm mehr zu als Goethe. Gustav Scheve veröffentlichte 1874 Phrenologische Bilder, und Bernard Holländer hat 1901 ein Werk herausgegeben, dessen Titel schon eine nicht auf einzelne Liebhaber beschränkte Bewegung bezeugt: *The revival of phrenology. The mental functions of the brain.*

Lehmann*) gibt in seinem Buche einen Abriss von Galls Lehre mit origineller Begründung und ebensolchen Anwendungen. Die Hauptsätze von Galls „Organologie“ lauten nach Lehmann (wir führen sie nicht wörtlich an): 1. Das Gehirn ist das Seelenorgan, und bei allen Geschäften, die ein Gehirn hat, ist es ein Teil des Körpers, von dem alle Seelentätigkeiten wie Vorstellungen, Triebe, Affekte, Willensregungen ausgehen. 2. Das Gehirn übt mehrere verschiedene Funktionen aus; für jede solche Funktion ist ein besondrer Teil des ganzen Organs bestimmt, und jeder solche Teil dient einer bestimmten Seelentätigkeit. 3. Diese Teile, von denen jeder das Organ einer Seelenfähigkeit oder Seelentätigkeit ist, sind an der Oberflächengestalt des Gehirns, folglich auch des Schädels zu erkennen. 4. Die Größe der verschiedenen Organe, „das heißt ihr Hervortreten,“ liefert ein Mittel, unter übrigens gleichen Umständen ihre Kraftäußerung zu schätzen. 5. Durch sorgfältige Untersuchung und Vergleichung einer großen Anzahl von Köpfen, wobei man findet, daß in einzelnen Fällen gewisse Teile durch ihre Größe auffallen, und durch Ermittlung der Anlagen, mit denen die untersuchten Personen begabt waren, erfahren wir, welche Gehirnteile den verschiedenen Anlagen entsprechen, „und es ist nur eine sehr oftmalige, vorsichtige Wiederholung solcher Beobachtungen notwendig, um jede Befürchtung von Irrtümern bei den daraus zu ziehenden Schlußfolgerungen zu vermeiden.“ Den ersten Satz bestreitet niemand. Den zweiten, der die Tatsache der Lokalisierung ausspricht, müssen wir mit dem oben gemachten Vorbehalt als richtig anerkennen. Der dritte ist vorderhand noch nicht hinlänglich bewiesen. Der vierte scheint uns unzweifelhaft wahr zu sein, ausgenommen den in Anführungszeichen eingeschlossenen erklärenden Zusatz. Auch beim fünften bezweifeln wir den mit Anführungszeichen versehenen Zusatz; wir halten Irrtümer für sehr möglich, weil einer bei solchen Untersuchungen leicht zu finden glaubt, was er zu finden wünscht, und weil die Ergebnisse kaum gehörig kontrolliert werden können. Wir würden zum Beispiel ein Messungsergebnis nicht eher für gesichert halten, als bis es zehn zuverlässige Forscher, deren keinem die Ergeb-

*) Krankheit, Begabung, Verbrechen; ihre Ursachen und ihre Beziehungen zueinander, von Arthur N. S. Lehmann. Mit 48 Figuren im Text. Berlin 1904, J. Gnadefeld & Co. — Ausgewählte Werke von P. J. Möbius. 1. Band: Rousseau; 2. und 3. Band: Goethe; 4. Band: Schopenhauer, mit 13 Bildnissen. Leipzig 1904, Johann Ambrosius Barth.

nisse der übrigen bekannt wären, übereinstimmend gefunden hätten. Für den zweiten, den wichtigsten Satz, führt Lehmann eine ganze Reihe von anatomischen, physiologischen und pathologischen Beweisen an, gegen die nichts einzuwenden sein dürfte, zum Beispiel daß mit der Mannigfaltigkeit der Begabung der Tiere ihr Hirnumfang und die Zahl der Hirnwindungen wächst, und daß durch Verletzung gewisser Hirnteile gewisse seelische Funktionen gehemmt werden, während die übrigen im Gange bleiben, sodaß ein Mensch in einer einzelnen Beziehung verrückt sein, in allem übrigen vernünftig denken und handeln kann. Bei dieser Gelegenheit erklärt er den Somnambulismus sehr hübsch. Träumen ist ein partielles Wachen; Tätigkeit einzelner Gehirnpartien, während die übrigen ruhen. Die verschiedenen Gehirnteile erwachen nacheinander, je nachdem sie ausgeruht sind. Darum werden die Träume gegen Morgen immer zahlreicher und lebhafter. Zuletzt erwachen auch die den Sinnesorganen zugeordneten Hirnteile, es wird zum Beispiel das Schlagen der Uhr, eine rufende Stimme vernommen, ohne daß man schon völlig wach und bei vollem Bewußtsein wäre. Bei manchen Menschen wacht auch das motorische oder das Sprachzentrum; sie machen im Traume heftige Armbewegungen, springen aus dem Bett oder sprechen. Somnambule sind weiter nichts als solche Träumende. Daß sie auf gefährlichen Bahnen nicht stürzen, ist kein Wunder, weil sie die Gefahr nicht bemerken. Jeder Mensch kann auf einem schmalen Brett laufen, wenn dieses auf ebener Erde liegt, stürzt aber gewöhnlich, wenn es über einen Abgrund gelegt ist, weil die Furcht Schwindel erregt.

In der „speziellen Organologie mit pathologischen Beobachtungen“ erfahren wir, wie Gall zu der Ermittlung der verschiedenen Triebe und „Sinne“ gekommen sei und wie seine Entdeckungen durch die Erfahrungen und Beobachtungen anderer bestätigt würden. Hier und da fügt der Verfasser ganz verständige Erläuterungen hinzu. So bemerkt er in dem Abschnitt über den Idealsinn oder Dichtergeist, der „am Stirnbein ungefähr längs dem untern Rande der halb-zirkelförmigen Linie [Rand einer Linie!] der Schläfengegend“ sitzen soll: „Meines Erachtens liegt die aktive Tätigkeit [so!] dieses Organs in dem Auswählen des Vollkommenen oder Gefunden, was sich mit dem Begriff des Schönen oder des Idealen deckt.“ Das lassen wir auf alle Fälle gelten, auch wenn der Dichtergeist in einer andern Gegend sitzen oder gar kein besonderes Organ haben, sondern aus einer Harmonie mehrerer Organe hervorgehn sollte. Für den Musiksinn hat Gall zwei verschiedene Organe gefunden, das eine unter andern an Mozart und Haydn, das andre an Gluck und Beethoven. Daß ein besonderes Musikorgan vorhanden sein müsse, schließt er aus dem Umstande, daß musikalische Wunderkinder in allen übrigen Dingen ganz gewöhnliche, gar nicht geniale Menschen zu sein pflegen. Diesen Schluß kann man gelten lassen, dagegen dürfte der andre übereilt sein, daß die musikalische Begabung nicht im Ohr liegen könne, weil viele bedeutende Musiker und Komponisten schon in der Jugend schwerhörig gewesen seien. Die Fähigkeit, feine Unterschiede der Tonhöhe und der Klangfarbe wahrzunehmen, die den großen Musiker noch nicht ausmacht, aber ihm unentbehrlich ist, beruht jedenfalls auf einer besondern Feinheit und reichen Ausgestaltung des Cortischen Organs, das Gall freilich noch nicht kannte,

und dessen feine Konstruktion ist wohl vereinbar mit Mißbildungen anderer Teile, die die Wirkung der Schallwellen auf das Hörorgan und damit die Stärke der wahrgenommenen Töne abschwächen. Aber weil die Einrichtung des genannten Organs nur eben die größere oder geringere Empfindlichkeit für Klangfarben und Höhenunterschiede der Töne erklärt, so muß die Gabe, Melodien zu erfinden, die Hände oder die Atmungsorgane als Werkzeuge des musikalischen Gefühlsausdrucks zu gebrauchen, ihr besondres Organ oder vielleicht auch eine Mehrheit von Organen im Gehirn haben.

Der Organologie schiebt Lehmann eine medizinische Theorie voraus, die mit jener zusammen klar machen soll, wie Krankheit, Begabung und Verbrechen zusammenhängen. Die medizinischen Autoritäten werden wohl diese Theorie mit einem Achselzucken abfertigen, aber weil vieles darin heutigen populären Strömungen entspricht, wollen wir sie flüchtig skizzieren. Das ganze Leben wird auf Chemismus zurückgeführt, und es wird zum Beispiel gesagt, daß bei vollkommen richtiger Säftemischung der Mensch vollkommen gesund und vollkommen schön sein müsse. Wir haben wiederholt ausgeführt, daß unsrer Ansicht nach, mit der wir uns auch auf neue Autoritäten berufen können, die organischen Gebilde und ihre Form, darum auch ihre Schönheit, aus chemischen Prozessen allein nicht erklärt werden können. Daß richtige Säftemischung eine und wahrscheinlich die Hauptbedingung der Gesundheit ist, kann allerdings nicht bestritten werden. Krank ist der Leib, wenn die chemischen Prozesse, aus denen das Leben besteht, nicht normal verlaufen. Für die Grundursache aller Störungen des Lebensprozesses sieht Lehmann die Anhäufung unverdauter und nicht rechtzeitig ausgeschiedener Stoffe an, und daran ist jedenfalls so viel wahr, daß diese Ursache viel häufiger vorkommt, als die Patienten zu glauben geneigt sind, und der höfliche Arzt zu behaupten wagt. Auch Personen, die weit weniger Respekt und Furcht einflößen als Bismarck, treffen nur selten einen vollkommen aufrichtigen Schweninger. Bakterien können nach Lehmann, schon nach dem Gesetz der Erhaltung der Kraft, niemals die Ursache (die Ursache muß der Wirkung quantitativ gleich sein), sondern höchstens Auslöser von Krankheitsursachen sein. Das haben übrigens lange vor Pettenkofer's drastischem Experiment alle Leute gewußt, die Gelegenheit hatten, in Epidemien zu beobachten, wie ohnmächtig die Bazillen gegenüber der großen Mehrzahl der Menschen sind. Ganz richtig bemerkt Lehmann, daß zum Beispiel die Italiener mit dem Worte Malaria die Natur des Sumpffiebers hinlänglich genau bezeichnen. Daß man von giftiger Luft und von verdorbnem, also giftigem Wasser krank werden muß, je nach der Widerstandskraft des Körpers früher oder später, das versteht sich doch von selbst, und es mag wissenschaftlich interessant sein, ist aber praktisch ganz gleichgültig, ob die Giftstoffe in Bakterienform oder in unorganischer Form in den Körper eindringen. Der Leib ist um so weniger widerstandsfähig, je mehr er unverdaute und unverdauliche Stoffe angesammelt hat. Diese Stoffe wandern aufwärts, bis in die Lunge, in den Hals, ins Gehirn; ein mechanischer Stoß, eine elektrische, eine Licht- oder Wärmewelle, ein hinzutretendes Gift leitet in ihnen chemische Prozesse ein, die sich in die benachbarten gesunden Gewebe fortpflanzen, und je nach der Natur des Auslösers und dem Ort des Pro-

zesses entsteht eine eiternde Wunde, ein Absceß, eine Lungen-, Hals- oder Gehirnkrankheit. Was nun bei solchen Prozessen, wenn sie im Gehirn vor sich gehn, seelisch herauskommt, das hängt von der Beschaffenheit des Gehirns ab, und dessen Beschaffenheit wiederum hängt hauptsächlich von der Mutter ab, weil sie unendlich viel mehr Stoff zum Leibe des Kindes beiträgt als der Vater, und weil sie sein Werden neun Monate lang beeinflusst. Und gerade das Gehirn muß am allerentschiedensten von der Mutter beeinflusst werden, weil der Kopf das erste ist, was am Fötus ausgebildet wird. Die Denktätigkeit und die Sinneswahrnehmungen setzen im Gehirn Oxydationsprozesse in Bewegung, die Reihen neuer Hirnzellen, Hirngespinnste im buchstäblichen Sinne des Wortes erzeugen, und Bilder, die den durch Lichtwellen auf der photographischen Platte erzeugten ähnlich sind [die Bilder bezweifeln wir; die Entstehung der Hirnzellen durch geistige Tätigkeit halten wir für denkbar]. Bei der innigen Vereinigung des mütterlichen Leibes mit dem kindlichen ist es wahrscheinlich, daß die seelischen Erregungen der Mutter nicht bloß in ihrem eignen Hirn, sondern auch in dem des Kindes wirken, und daß eine Mutter, die während der Schwangerschaft viele starke seelische Erregungen erleidet, durch deren Geist viele lebhaftere und bedeutendere Vorstellungen ziehen, dem Kinde ein großes Gehirn baut. Hohe Intelligenz kann auch bei einem verhältnismäßig kleinen Gehirn bestehen, wosern nur der Vordertheil groß ist, Genie aber [dessen genaue Definition leider fehlt] kommt nur bei bedeutender Größe des Gehirns vor, und seine höchsten Leistungen vollbringt es nur, wenn es — viel Krankheitsstoff von den Eltern geerbt oder selbst angeammelt hat, denn diese Stoffe sind es, die lebhaftere chemische Prozesse in Bewegung setzen. Dieselbe lebhaftere Bewegung kann auch zu Verbrechen treiben oder irrsinnig machen; darin allein besteht die Verwandtschaft von Genie, Wahnsinn und Verbrechen, also in einem hohen Grade von Energie und einer sehr lebhaften Hirntätigkeit. Aber welche der drei Wirkungen erfolgt, das hängt von der Größe und Struktur des Gehirns ab. Genie kommt nur in einem großen Gehirn vor. Verbrecher und Wahnsinnige werden Personen von meist kleinem Gehirn mit einseitiger starker Entwicklung eines gefährlichen Triebes oder durch Verletzungen des Gehirns. Verletzungen erleiden und wahnsinnig werden kann auch das Genie, aber das beweist keine Verwandtschaft zwischen dem Genialen und dem Wahnsinnigen. Gerade die Leistungen des wahren Genies zeichnen sich durch ihre Vernünftigkeit aus. „Im allgemeinen ist man heute allerdings geneigt, das gerade Gegenteil für genial zu halten: je alberner und allen natürlichen Gesetzen hohnsprechender, desto genialer!“ So „brülle“ man heute den von Großmannsucht besessenen Tollhäusler Grabbe als einen Titanen aus. Die beiden Fragen Aschaffenburgs (über dessen Werk die Grenzboten S. 187 des vorjährigen dritten Bandes berichtet haben), ob es geborne Verbrecher gebe, und ob sich moralische Abnormitäten durch morphologische Kennzeichen verraten, müssen nach Lehmann bejaht werden. Nur habe Lombroso für den gebornen Verbrecher theils ganz falsche, theils bloß sekundäre Kennzeichen angegeben, und außerdem durch die Art und Weise gefehlt, wie er das Verbrechen mit der Epilepsie und den Wahnsinn mit dem Genie verknüpfte.

Die Bücher, in denen Möbius das Pathologische an einigen Großgeistern und in ihren Werken nachweist, auch beschreibt, wie sie in Dichtungen das ihnen verständliche Pathologische behandeln, werden vielen Lesern schon bekannt sein, da es ja eine zweite Auflage ist, die wir anzeigen. Von Lehmann weicht der Leipziger Neurologe besonders darin ab (oder vielmehr Lehmann als der spätere von ihm), daß er die pathologische Anlage durchweg angeboren sein läßt, während sie nach dem Phrenologen auch erworben werden kann. Auf Gall hält auch er sehr viel. Psychologische Forschung führe nur zum Ziele, wenn sie als Seelenchemie betrieben werde, wozu Goethe in den Wahlverwandtschaften die Anregung gegeben habe. Man müsse fragen: Aus welchen Elementen besteht die Seele, und wie ist diese aus ihnen aufgebaut? Und so sei Gall verfahren. Was das Verhältnis des Seelischen zum Leiblichen betrifft, so verwirft Möbius sowohl den Materialismus, der die Seele für eine Gehirnfunktion erklärt, als den influxus physicus, die Annahme, daß Veränderungen des Geistes Veränderungen der Materie und Veränderungen der materiellen Teile, des Hirns, geistige Veränderungen hervorbringen könnten. Beide Meinungen seien unsinnig. Er lehrt, wie Wundt, den psychophysischen Parallelismus und bemerkt gelegentlich, das beste von dem, was Wundt habe, eben diesen Parallelismus, habe er Fechner entlehnt, den Möbius selbst als seinen Meister verehrt. „Was für uns Gefühl, Gedanke, kurz Seele ist, das ist für unser Gegenüber ein Bewegen in Nervenzellen und Fasern, und was uns als eines andern Gehirn erscheint, das ist dem Besitzer Seele“; ein Satz, der die Sache weder korrekt ausdrückt noch klarer macht. Bedeutende Menschen nun, besonders Dichter, stehn nach Möbius in einer zweifachen Beziehung zu den Geisteskrankheiten: sie interessieren sich für solche, und sie leiden oft selbst daran. Shakespeare und Goethe haben Geisteskrankheiten meisterhaft geschildert. Sehr natürlich! Goethe zum Beispiel war, wie es sich für einen Dichter ziemt und ohne die Theorien seiner Zeit zu kennen, Psychiker, d. h. er glaubte, die Seele selbst erkrankte, und die dabei vorkommenden körperlichen Störungen und Veränderungen seien Wirkungen der Seelenkrankheit. (Die Somatiker hielten die Geisteskrankheiten für Beschädigungen des Instruments der Seele.) Der Wahnsinn ist dem Dichter Wirkung oder höchster Grad der Leidenschaft. Mit der Leidenschaft gerade hat er es zu tun, ihm ist der leidenschaftliche Mensch der wahre Mensch, der gesunde Mensch, aber gerade diese höchste Gesundheit schlägt leicht in Wahnsinn um. Der Wahnsinn interessiert ihn also, weil Liebe, Sehnsucht, Seelenangst wahnsinnig machen können; ein durch Gift erzeugter Wahnsinn würde ihn nichts angehn. In Wirklichkeit nun, fährt Möbius fort, verhalte sich freilich die Sache anders. Es gebe zwei Arten von Krankheiten: von außen, durch Gift, Verletzung oder Bakterien veranlaßte, und solche, die aus einer angeborenen Anlage, aus ererbter Entartung entspringen. Die Entartung hat zur Folge, daß der Mensch auf die Einwirkungen der Außenwelt falsch reagiert, und daß ihn ein unbedeutender Anlaß krank macht. Die Leidenschaften, die der Dichter so gern schildert, sind Störungen des Gleichgewichts, Zeichen davon, daß das Gleichgewicht des Ergriffenen leicht erschüttert werden kann, und Vorboten einer wirklichen Erkrankung. Der gesunde Mensch ist nicht leidenschaftlich.

Gerät er einmal in Wallung, so wirkt diese nur als ein Sicherheitsventil, durch das eine Spannung entweicht, und mit dem Ausbruch ist das Gleichgewicht wiederhergestellt. Den gesunden Menschen machen Gemütserschütterungen nicht krank; gegen jedes Übermaß wehrt er sich und stößt traurige Gedanken und unangenehme Empfindungen aus wie einen Fremdkörper. Leute wie Tasso, Rousseau, Lenz, Hölderlin wurden nicht krank, weil sie zu viel zu erdulden hatten, sondern weil sie krankhaft angelegt waren, regten sie sich über alles, was ihnen widerfuhr, unmäßig auf, und das machte sie zuletzt wirklich krank. Das wesentliche in dem Buche über Rousseau ist der Nachweis, daß dieser reizbare Mann an Verfolgungswahn gelitten habe, und daß diesem trotz allen wirklich erduldeten Verfolgungen niemand verfallende, dem nicht die Anlage dazu angeboren sei. Das erste steht auch ohne Möbiussens Nachweis fest; von dem zweiten hat er uns nicht überzeugt. Mehrere Zeitgenossen Rousseaus waren der Ansicht, daß er aus übermäßiger Eitelkeit dem Verfolgungswahn anheimgefallen sei. Voltaire, der sich natürlich die Gelegenheit nicht entgehn ließ, an dem armen Schlucker seine witzige Bosheit auszulassen, sagte, Rousseau bilde sich ein, ganz Europa sei bloß mit ihm beschäftigt; die eine Hälfte arbeite daran, ihm ein Denkmal zu setzen, und die andre bemühe sich, das begonnene niederzureißen. Das könnte wohl der Fall sein; wir sind noch altmodische Psychiker und meinen, eine einseitig gehegte Leidenschaft könne das Gehirn in Mitleidenschaft ziehen. Ein Übermaß von Eitelkeit würde Möbius bei Rousseau nicht zugeben, weil er ihn für einen durchaus edeln Menschen und alles, was tadelnswert an ihm erscheint, für Wirkung seiner angeborenen Entartung hält. Übrigens, meint er, sei der Unterschied zwischen der dichterischen Auffassung des Wahnsinns und seiner eignen, der wissenschaftlichen, nicht so gar groß. Einen wirklich gesunden Menschen gebe es gar nicht, und wenn es einen gäbe, so würde er schrecklich langweilig sein mit seiner unerschütterlichen Ruhe und durch keine Besonderheit auffallenden Normalität, also dem Dichter keinen Stoff geben. In die vorwiegende Gehirnentwicklung und die einseitige starke Entwicklung einer besondern Begabung, die beide zum besonders interessanten, zum hochbegabten, zum genialen Menschen gehören, seien eigentlich an sich schon etwas Krankhaftes; die zweite als Abweichung von der Norm, die erste, weil sie den Menschen außerordentlich verletzlich macht und nicht ohne Benachteiligung der andern Bestandteile des Leibes gedacht werden kann. Die Zwischenstufen nun zwischen dem ganz Gesunden und dem wirklich Wahnsinnigen, bei dem die Verantwortung aufgehoben sei, lieferten dem Dichter seine Stoffe. Wenn wir Möbius recht verstehn, sieht er die Übereinstimmung der dichterischen mit seiner Auffassung darin, daß der völlig gesunde Mensch uninteressant ist, und hält den Unterschied beider Auffassungen für unbedeutend, weil bei der Beurteilung der dramatischen und der Romanfiguren, mit der er es im ersten Bande über Goethe zu tun hat, die Frage, ob Gemütsbewegungen für sich allein körperlich krank machen können, wenig in Betracht kommt.

Eigentümlich faßt Möbius Goethes Liebschaften auf, nämlich als Begleiterscheinungen der dichterischen Produktion. Der Zusammenhang sei nicht so zu verstehn, daß Goethe dichtete, um seine Liebesempfindungen auszuströmen, daß

er sich jedesmal zuerst verliebt habe und dadurch zum Dichter geworden sei, sondern so oft ihn der poetische Schöpferdrang ergriff, geriet er zugleich in die verliebte Stimmung und verliebte sich nun in die erste anziehende Person, die ihm begegnete, oder auch gleich in mehrere: er pflegte paarweise zu lieben. Das gelte vom jungen und vom greisen Goethe, und dieser sei es, den wir lieben; den Mann Goethe, der in Italien seine Jugend abgestreift und bis 1807 mehr mit Reflexion als mit Inspiration geschaffen habe, vermöchten wir nur zu ehren. Sein Leibarzt Vogel fürchtete heftigen Produktionsdrang, weil auf diesen jedesmal eine Krankheit folgte. Und es ist nun überraschend, aus Möbius zu erfahren, daß der Mann, den man uns als Olympier von imponierender Schönheit und unzerstörbarer Heiterkeit darzustellen gewöhnt hat, selten im Leben ordentlich gesund, oft schwer krank und in den Zwischenzeiten mit Katarren, eiternden Geschwülsten und andern dergleichen wenig olympischen Gebrechen geplagt gewesen ist. Nimmt man diese Schilderungen mit Lehmanns Theorie zusammen, so bekommt man das folgende wunderliche Bild, von dem wir dahingestellt sein lassen, wie weit es der Wirklichkeit entspricht: das Gehirn ein Saiteninstrument, dem von Zeit zu Zeit herrliche Töne, Dichtungen, entlockt werden, denen die mitklingenden Obertöne, die Liebesregungen, Schmelz verleihen. Das Bewegende aber, das diese Holzharfe in Schwingungen versetzt, sind — die Krankheitsstoffe, die, nachdem sie ihre Arbeit geleistet haben, in einem Fieber, einer Entzündung oder in Gestalt von Eiter entweichen. Möbius zeigt außerdem an der Geschichte der Familie Goethes, wie sie, ursprünglich gesund und fruchtbar, fortschreitender Entartung verfiel und aussterben mußte, und er schließt den ersten Band des Werkes mit den Sätzen: „Ahnungslos und heiter treiben in der Mitte des unglücklichen Geschlechts die Frau Kat und ihr großer Sohn ihr Wesen. Wie im Leben überhaupt Schlimmes und Gutes unaufhörlich vermischt ist, so sehen wir diese hellen Gestalten aus Dunkelheit hervortreten und Finsternis ihnen folgen. Der Genius ist hier so recht die Perle in der Muschel: das krankhafte sprengte das normale Gefüge, und so entstand dieser Schmuck des menschlichen Geschlechts. Man kann sich auch ins Pflanzenreich wenden: der Stamm Goethes ist verdorrt; seine Familie trieb durch unnatürliche Wärme in ihm eine köstliche Blüte und erschöpfte damit ihre Kraft; ihm folgten nur noch lebensschwache Triebe. Der Genius erscheint nicht auf der Erde, um die Zahl der Menschen zu vermehren, seine Werke sind seine unsterblichen Kinder.“ Lehmann bestreitet, daß Entartung und Unfruchtbarkeit der Familie Bedingungen und unvermeidliche Wirkungen der Hervorbringung eines Genies seien.

Das Buch über Schopenhauer hat Möbius geschrieben, um zu zeigen, daß dieser Philosoph nicht, wie Lombroso glaubt, ein Geisteskranker im gewöhnlichen Sinne des Wortes gewesen sei. Er findet an ihm nichts krankhaft außer der vom Vater ererbten pessimistischen Stimmung; diese habe seinem Denken die Wege gewiesen. Er habe nach Tatsachen gesucht, die seine Stimmung zu rechtfertigen schienen, und so sei seine Philosophie zustande gekommen. Im übrigen sei er körperlich und geistig gesund gewesen. Wie den Genfer liebenswürdigen Schwärmer, so verteidigt Möbius auch den unliebenswürdigen Frankfurter Grübler gegen die bekannten Vorwürfe, die man ihm macht. Auch ein

Weiberfeind sei er nicht gewesen; im Gegenteil! Zu den vier Büchern der „Welt als Wille und Vorstellung“ schreibt Möbius gute kritische Glossen, die jedoch unser Thema nicht berühren. Die dreizehn Bildnisse Schopenhauers sind natürlich eine wertvolle Beigabe, und auch die fünf Abbildungen von Galls und Shadows Masken in den Goethebänden sagen mehr als die gewöhnlichen, ziemlich unzuverlässigen Bildnisse Goethes.

Die Schädellehre im gewöhnlichen Sinne des Wortes interessiert uns nicht an sich. Wenn ihre Ergebnisse über jeden Zweifel erhaben festgestellt wären, würden wir sie für eine sehr gefährliche Wissenschaft halten und entschieden gegen die von Lehmann angedeuteten Staatseinrichtungen protestieren, die mit Hilfe der Phrenologie alle Verbrecher unschädlich zu machen und allen Genies die Entfaltung zu sichern hätten. Aber diese Lehre fördert ohne Zweifel die Gehirnforschung, und deren bisherige Ergebnisse sind von der höchsten Wichtigkeit. Weit entfernt davon, zu materialistischen und deterministischen Folgerungen zu führen — die auch von Herbert Spencer und Wilhelm Wundt anerkannte Unvergleichbarkeit materieller und psychischer Vorgänge und die Unbegreiflichkeit ihrer Wechselwirkung bleiben unter allen Umständen bestehen —, beweist sie die Wichtigkeit und Wirksamkeit der Erziehung und Selbsterziehung. Wenn den Denkprozessen chemische Prozesse entsprechen, die Gehirnzellen bauen, dann ist Schopenhauers Lehre von der Unveränderlichkeit des angeborenen Charakters falsch, und dieser kann durch Erziehung und Selbsterziehung verändert, verbessert und verschlechtert werden. Man kann sittliche Anlagen wie intellektuelle und künstlerische dem nicht anerziehen, der sie von Geburt nicht hat, aber man kann die vorhandenen stärken oder schwächen. Ein gewisser Gehirnzustand mag zu einem gewissen Verbrechen zwingen, aber dieser Gehirnzustand wird meist das Werk eigener oder fremder Verschuldung sein.

Und noch eine zweite Folgerung ist von höchster Wichtigkeit. Der Charakter kann so wenig wie das Gehirn etwas einfaches, er muß ein äußerst entwickeltes Ding sein. Schon vor 150 Jahren hat Hume gegen Hutchesons Identifizierung der Moralität mit dem Wohlwollen eingewandt, da blieben ja die zusammengesetzten Charaktere ganz unerklärt. Wir selbst haben ohne anatomische Kenntnisse der Ethik Herbarts beigeplichtet, weil sie der Wirklichkeit zu entsprechen scheint. Wir finden, daß die Charaktere verschiedene Mischungen von Trieben sind, die den fünf sittlichen Ideen Herbarts entsprechen. Wenn nun die Hirnanatomie auf eine noch weit größere Zahl von Charakterelementen hinweist, so scheint auch dieses den Erfahrungen zu entsprechen, die uns das tägliche Leben zu machen zwingt, das uns Menschen vorführt, in denen nicht allein verschiedene, sondern geradezu entgegengesetzte Charaktereigenschaften hervortreten, wie denn auch die Phrenologen Zerstörungssinn und Wohlwollen an demselben Schädel bemerkt haben wollen. Die Frage nach der Natur der Ideen und nach ihrem Verhältnis zu den leiblichen Anlagen bleibt von diesen Tatsachen unberührt. Wir benutzen also diese Gelegenheit, wieder einmal daran zu erinnern, daß es Moralität in abstracto nicht gibt, sondern nur verschiedene Arten sittlicher Charaktere, und daß es keinen Sinn hat, die Moralität fördern zu wollen, wenn nicht ausdrücklich hinzugefügt wird, welche Art von Moralität ge-

meint sei. Auch wenn man die Moralität auf Kants kategorischen Imperativ, d. h. deutsch geredet aufs Pflichtgefühl beschränken wollte, so wäre mit diesem Worte noch gar nichts gesagt, denn der unbedingte Gehorsam des preußischen Soldaten wie der des Jesuitenzüglings sind beide Äußerungen strengen Pflichtgefühls. Die vermeintlich autonome Moral Kants ist nämlich die allerheteronomste, weil das Pflichtgefühl in neunundneunzig von hundert Fällen nichts anderes ist als die Gewohnheit, den eignen Willen einem fremden unterzuordnen. Wo aber dieses Gefühl wirklich einmal mit Autonomie verbunden zu sein scheint, weil es von einem Manne in gebietender oder wenigstens unabhängiger Stellung gehegt wird, da kommt nicht bloß ein großer Friedrich, sondern unter Umständen auch ein Torquemada, ein Robespierre, ein Nietzsche heraus; jeder von diesen dreien hat nur der innern Stimme gehorcht, die die Stimme seiner praktischen Vernunft war; das Pflichtgefühl sagt uns ja nicht das mindeste davon, was für uns Pflicht sei. Eine gewisse Übereinstimmung kann zwischen den ethisch verschieden Angelegten höchstens vielleicht in negativer Beziehung erreicht werden, in der Bestimmung der Grenze, über die hinaus die verschiedenen Triebe nicht wirken können, ohne unmoralisch zu werden. Man könnte zum Beispiel vereinbaren: die notwendige Härte des militärischen Vorgesetzten darf nicht in Befriedigung eines persönlichen Grausamkeitsgelüstes ausarten; die Fügsamkeit des Untergebenen darf sich nicht zum hündischen Kriechen steigern; die im Kriege, im Konkurrenzkampfe, im Ringen der Parteien erlaubte List darf nicht zur allgemeinen Lebensgewohnheit werden und alle Beteiligten zu verlognen Menschen machen. Aber es hieße offenbar Undurchführbares fordern, wenn man als Moralgebote die folgenden aufstellte: Kein Mensch darf hart, jedermann, auch der Hausknecht, der kleine Beamte und der Hausierer muß ein unbeugsamer Charakter sein; und wenn man die Welt nur durch eine kleine Lüge vor dem Untergange retten könnte, so müßte man sie, wie Anselm von Canterbury meinte, ruhig untergehn lassen. Unsere sozialen Schwierigkeiten können u. a. aus dem Grunde nicht gehoben werden, weil man an der Fiktion festhält, auch in einem übermäßig differenzierten Großstaat müßten alle Bürger gleiches Recht und gleiche Pflichten haben wie die Hirten von Uri. Gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben gleiches Verhalten zur Folge, zum Beispiel daß der Soldat die Ohrfeige zurückgibt, die er vom Vorgesetzten bekommt, und gleiches Verhalten setzt gleiche Charakteranlagen voraus oder — schafft sie, indem die angenommene Gewohnheit des Handelns und Denkens die dazu gehörigen Hirnzellen bildet. Mit andern Worten: Menschen, die mit der Vorstellung der Gleichberechtigung aller aufwachsen, verlieren die Fähigkeit, sich in die Stellung des gehorsamen Untergebenen zu fügen.

Endlich noch eins! Vor Jahren ist einmal in einem pädagogischen Grenzbotenartikeln die einseitige Begabung und die einseitige Talentlosigkeit geleugnet worden; es gebe nur geschickte und dumme Jungen, und wenn ein Geschickter in einem einzelnen Fache nichts leistet, so sei böser Wille oder Faulheit daran schuld. Das widerspricht aller Erfahrung; die auffälligsten, wenn auch bei weitem nicht die einzigen dagegen sprechenden Tatsachen sind, daß arithmetische Wunderkinder und erwachsene Rechenkünstler meist im übrigen unbegabt, höchstens gewöhnlich

begabt sind, und daß vielen genialen Menschen — auch Goethe gehört dazu — das Verständnis der Mathematik zeit lebens verschlossen geblieben ist. Die Gehirnanatomie wird hoffentlich dereinst wenigstens in diesem Punkte die Entdeckungen der Phrenologen bestätigen, wenn sie auch vielleicht die Organe für Arithmetik und Geometrie nicht an der Stelle finden wird, wo sie nach Gall sitzen sollen.



Erinnerungen

von D. Dr. Robert Bosse

Tagebuchblätter (1879)

(Fortsetzung)



Donntag, 29. September. Heute Nachmittag hat bei dem Fürsten Bismarck eine dreistündige vertrauliche Besprechung des Staatsministeriums stattgefunden, die sehr geheim war. Unterstaatssekretär Someyer mußte sich wieder entfernen. Radowitz hat das Protokoll geführt, es hat sich also um auswärtige Politik gehandelt. Minister v. Bülow wird wegen Krankheit auf sechs Monate beurlaubt. Fürst Bismarck beklagt tief, ihn entbehren zu müssen. Mit Recht, denn er ist ein treuer und kluger Mann.

30. September. Graf Stolberg reist morgen nach Baden-Baden zum Kaiser. Er teilt mir mit, daß zwischen dem Kaiser und dem Reichskanzler eine fundamentale Differenz über die in der auswärtigen Politik einzuschlagenden Wege obwaltet. Bismarck ist soeben in Wien gewesen und hat dort ohne Zweifel mit Österreich einen förmlichen Allianzvertrag geschlossen, dessen Spitze unter Umständen gegen Rußland gerichtet ist. Graf Stolberg nannte mir den Punkt der Differenz nicht, aber es liegt sehr nahe, daß der Kaiser das Vorgehen Bismarcks gegen Rußland nicht billigt. Ist er doch zur Zusammenkunft mit Kaiser Alexander nach Alexandrowo gegangen. Die Differenz ist so scharf, daß Bismarck erklärt hat, er könne die Geschäfte nicht weiter führen, wenn der Kaiser ihm nicht zustimme, da sonst die gesamte Richtung unsrer auswärtigen Politik zum Nachteil des Landes verschoben werde. Graf Stolberg sagt mir, er stimme dem Kanzler vollständig zu und werde eventuell mit ihm abgehen und dann, wie er glaube, das ganze Ministerium. Der Kaiser hat erklärt, er könne nicht nachgeben, aber er wolle, um den Fürsten Bismarck im Amte zu erhalten, abdizieren. Auch das hält Bismarck für unzulässig, da auch dadurch unsre ganze politische Stellung nach außen (wohl durch die persönlichen Beziehungen oder Anschauungen des Kronprinzen) verschoben werde. Welche Krisis! Niemand ahnt bis jetzt etwas davon. Graf Stolberg, der schon vor vierzehn Tagen den Kaiser in einem andern Punkte zum Nachgeben gegen Bismarck bestimmt hat, soll nun in Baden-Baden versuchen, den Kaiser unzustimmen. Welche wichtige Reise!

Heute haben die Wahlmännerwahlen zum Abgeordnetenhaus stattgefunden. In Berlin sind sie fortschrittlich ausgefallen. In meinem Wahlbezirk war der Geheime Oberfinanzrat Marot von den Konservativen als Kandidat aufgestellt, während er selbst ungeniert die Kandidaten der Fortschrittspartei wählte. Das sind blecherne Zustände.

Abends bei Hofprediger Stöcker wegen des Eintritts des Predigers Hausig in die Stadtmision. In der Stadtmisionssache beweist Stöcker bewundernswerte Einsicht, Liebe zur Sache, unermüdlischen Eifer. Er ist dort auch besonnen und